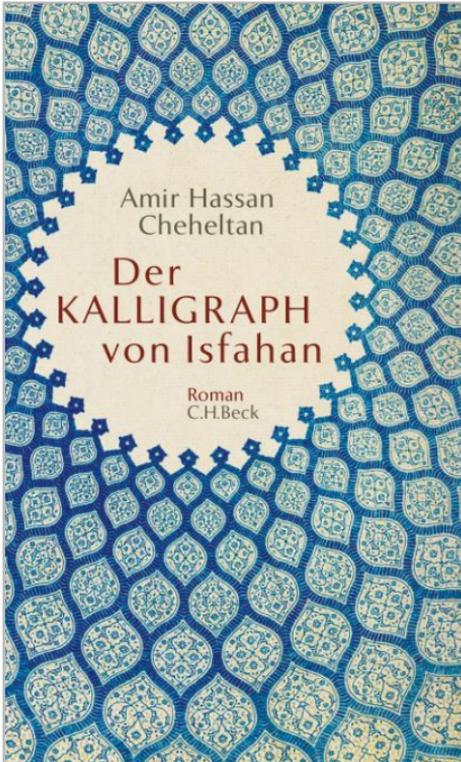


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Amir Hassan Cheheltan  
Der Kalligraph von Isfahan**

347 Seiten. Gebunden  
ISBN: 978-3-406-68345-9

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/14946906>

Am Ende der Feierlichkeiten zum vierzigsten Tag nach dem Tode meines Vaters, zu dem wir, wie es bei den Schiiten Sitte ist, einige Verwandte und Freunde der Familie zu uns nach Hause eingeladen hatten, betraute mich meine Mutter, als die Gäste alle schon gegangen waren, mit einer Aufgabe, die zwar anfangs unwichtig schien, die aber, wie Sie bald merken werden, eine grundlegende Veränderung in meinen Gefühlen mir selbst, meinen Vorfahren und sogar meinem Vaterland gegenüber bewirkte.

Mein Vater war nicht mehr jung gewesen, bei seinem Tode hatte er bereits das siebenundachtzigste Lebensjahr vollendet. Aber er war noch sehr rüstig, sodass wir uns nicht klarmachten, wie betagt er schon war. Man kann also sagen, dass sein Tod uns ziemlich unvorbereitet traf. An jenem Morgen war ich mit einer Stunde Verspätung zur Arbeit erschienen, und sobald ich mich an meinen Schreibtisch gesetzt hatte, richtete mir die Telefonistin aus, ich müsse mich sofort bei meiner Mutter melden. Aus meinem Anruf im Elternhaus, der sich auf ein kurzes Gespräch mit meiner Nichte beschränkte, entnahm ich nur so viel, dass meine Anwesenheit dort dringend erforderlich war. Mir schwante nichts Gutes. In solchen Fällen drängen sich einem alle möglichen Befürchtungen auf, sogar die schlimmste.

Ich eilte sofort dorthin; sobald ich eintraf, wurde mir alles klar. Meine jüngere Schwester empfing mich, und da sie nicht

an sich halten konnte, brach sie, während sie mich umarmte, in heftiges Weinen aus. Meine Mutter saß im großen Salon des Hauses gegenüber der Eingangstür auf dem Kanapee. Als sie mich sah, fing sie an, laut zu schluchzen, und stammelte irgendetwas völlig Unverständliches. Ich ging zu ihr hinüber, und als ich versuchte, sie zu beruhigen, weinte sie nur noch heftiger. Dann trafen die Vettern und Cousins ein. Beim Anblick jedes Einzelnen von ihnen brach meine Mutter von Neuem in Wehklagen aus. Manchmal begann sie, sich in Erinnerungen zu ergehen, die meinen Vater und den Verwandten betrafen, der eben gekommen war; natürlich kam sie nicht dazu, auch nur eine einzige zu Ende zu erzählen. Denn jedes Mal wurde ihr Weinen wieder heftiger, und ihre Worte waren überhaupt nicht mehr zu verstehen. Wie zu erwarten, traf, noch bevor sie sich gefasst hatte, der nächste Verwandte ein, was bei ihr nur von Neuem Jammer und Herzeleid auslöste. Schließlich erschien mein Bruder; auch er wurde von meinen Schwestern empfangen, und wieder war lautes Klagen meiner Mutter zu hören.

Ich liebte meinen Vater und bewunderte ihn aus vielen Gründen. Von ihm habe ich gelernt, meine Ziele mit Geduld und Beharrlichkeit zu verfolgen und mich im Lebenskampf auf meine kreativen Fähigkeiten zu verlassen. Er verfügte über eine außerordentliche seelische Kraft und gab mir das Gefühl, dass mir, solange er an meiner Seite stand, keine Gefahr drohe. Entgegen der weitverbreiteten Auffassung glaube ich, dass Jungen erst dann erwachsen werden, wenn sie solch ein festes Vertrauen erwerben. Dennoch habe ich den Schmerz über seinen Verlust gut ertragen. Meine Einstellung zu Leben und Tod hatte sich gegenüber meinen früheren, jugendlichen Ansichten völlig gewandelt. Alles in allem war ich zu dem Schluss gelangt, dass die Menschen eines schönen Tages auf die Welt kommen und sie zwangsläufig eines anderen Tages wieder verlassen müssen. Dies ist völlig bedeutungslos und

beeinträchtigt den gewaltigen Kreislauf des Daseins in keiner Weise, und jeder vernünftige Mensch muss diese Wahrheit ohne Wenn und Aber akzeptieren. Man kann den Tod gleichsam als eine lange, weite Reise betrachten, zu lang, als dass wir die Rückkehr des Reisenden noch erleben könnten. Dennoch kann ich versichern, dass der Tod meines Vaters mich unendlich traurig machte. Wenn ich mich an ihn erinnere, geht das meist mit dem guten Gefühl einher, dass ich immer auf ihn habe stolz sein können.

Sein gesellschaftliches Ansehen hatte er zu einem erheblichen Teil dem Fußball zu verdanken. In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg war er der Manager von zwei Fußballclubs in der Hauptstadt, und er verstand es sogar, die Lederhaut eines Fußballs zu nähen. Aber abgesehen von Fußball und dem ganzen Drum und Dran, war er auch ein geschickter Handwerker – was mit der Kalligraphie, der ererbten Profession unserer Familie, nichts zu tun hatte –, und da es ihm als jungem Mann in seiner kleinen Werkstatt mit ihren begrenzten Möglichkeiten gelungen war, einen deutschen Vergaser nachzubauen, hatte ihm der damalige Premierminister einen Preis in Form einer Medaille verliehen. Ich habe diese Medaille immer noch.

In den ersten Tagen nach seinem Tod ereignete sich nichts von Bedeutung, außer den allgemein üblichen Feierlichkeiten am dritten und am siebenten Tag mit einem Strom von Beileidsbekundungen von Freunden und Verwandten, die von nah und fern anriefen oder vorbeikamen, um ihre Trauer über sein Ableben zu bekunden; und den immer gleichen bekannten und völlig leeren Phrasen wie: «Möge euch das letzte Mal ein solcher Schmerz getroffen haben» und «Möge der Staub seines Leibes langes Leben für euch bedeuten», Phrasen, die mir, der ich zu den Adressaten dieser Sätze gehörte, nur zum einen Ohr herein- und zum anderen wieder hinausgingen. Dann kam die Feier zum vierzigsten Tag nach seinem Tod.

An dieser förmlichen und kalten Feier, bei der alle Familienmitglieder die Trauergäste empfangen, fehlte außer meinem Vater noch jemand, nämlich meine Frau. Unser erstes Kind war am Morgen ebenjenes Tages zur Welt gekommen, und die beiden waren noch nicht aus dem Krankenhaus entlassen worden. Meine Frau bestand zwar darauf, an den Feierlichkeiten teilzunehmen, und sei es auch nur für ein paar Minuten, aber meine Mutter und ich redeten ihr das aus, da wir es als ihrer Gesundheit abträglich ansahen; und der Arzt pflichtete uns selbstverständlich bei.

Nachdem sich die Gäste an jenem Abend einer nach dem anderen verabschiedet hatten und gegangen waren, forderte meine Mutter mich – und nicht meinen Bruder – auf, ihr ins Zimmer meines Vaters zu folgen. Mir war klar, dass es sich um etwas Unwichtiges handeln musste, mein Bruder interessierte sich nicht für Nebensächlichkeiten.

In jenem Trauerzimmer, dem man deutlich anmerkte, dass es seinen Bewohner verloren hatte, waren der Geruch und die Wärme von der Gegenwart meines Vaters noch zu spüren, aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein.

Ich war mehr als einmal zu ihm in ebendiesem Raum gegangen, wenn die Kürze meines Besuchs es ihm nicht erlaubte, aus seinem Zimmer nach unten zu uns in den Salon zu kommen, wo meine Mutter sich gewöhnlich aufhielt – und meine Mutter hatte ihm natürlich immer schon vorher meinen Besuch angekündigt. Einige harte Lebenserfahrungen haben mich gelehrt, meine Gefühle unter Kontrolle zu halten, sonst hätte ich möglicherweise wieder angefangen zu weinen, und in Gegenwart meiner Mutter wollte ich das nicht. Am Tag nach der Beerdigung hatte ich allein in meinem Zimmer einige lange Minuten laut über den Verlust meines Vaters geheult, aber damit war es dann genug. Allerdings kann ich jetzt, da ich diese Sätze zu Papier bringe, meine Tränen kaum zurückhalten.

Dort auf dem Tisch meines Vaters lag ein Holzkästchen mit einem braunen Überzug, das mir bekannt vorkam. Vielleicht stammte es aus Indien oder Ceylon. Mein Vater war in seiner Jugend oft dorthin gereist und hatte manchmal von dort für meine ältere Schwester und mich kunstvolle Holzpuppen mitgebracht, die meistens ... Da unterbrach Mutter meinen Gedankengang und sagte, während sie auf den Kasten zeigte: «Dein Vater hat seine persönlichen Papiere und Dokumente in diesem Kästchen aufbewahrt. Vor ein paar Tagen habe ich nachgeschaut, ob er uns vielleicht ein Testament oder eine Verfügung für die Zeit nach seinem Tode hinterlassen hat. Aber ich habe nichts dergleichen gefunden.»

Mein Vater hatte mir, meinem Bruder und meinen Schwestern einige Jahre zuvor gesagt: «Dieses Haus und seine Einrichtung wird letztendlich euch gehören, aber solange eure Mutter am Leben ist, habt ihr keinerlei Recht darauf, und erst nach ihrem Tod könnt ihr es unter euch aufteilen.»

Ich versicherte meiner Mutter, dass mein Vater kein Testament hinterlassen hatte. Trotzdem forderte sie mich auf, den Inhalt des Kästchens genau zu untersuchen, damit wir nicht unnötig Zeit verlören, falls sich darin doch ein Schriftstück von seiner Hand mit Anweisungen für die vordringlichen Maßnahmen fände. Dann fügte sie noch hinzu: «Unter den Papieren in dem Kästchen sind auch ein oder zwei alte Handschriften. Ich weiß, dass du dich für so etwas interessierst.»

Das stimmt. Einige in einer schönen Nastaliq-Schrift abgefasste, mit Blumen und Vögeln auf der goldenen Umrandung verzierte, kalligraphische, handgeschriebene Eheverträge aus der Zeit vor hundertfünfzig Jahren, die sich in der Truhe meiner Großmutter mütterlicherseits gefunden hatten, hängen als Schmuck hier in meinem Arbeitszimmer. Ich entsprach dem Wunsch meiner Mutter und nahm das Kästchen mit zu mir nach Hause. Die Sache kam mir damals ganz unwichtig vor.

Damals ahnte ich noch nicht, dass der Inhalt dieses Kästchens mein Leben mindestens sieben Jahre lang beeinflussen sollte.

Ein paar Tage blieb es unbeachtet liegen. Das neue Mitglied unserer kleinen Familie, ein Junge mit großen Augen, deren schwarze Pupillen dem Weißen fast keinen Raum ließen und deren Blick manchmal einen so lebendigen, wachen Ausdruck annahm, dass meine Frau und ich davon ganz überwältigt waren, hatte alle anderen Beschäftigungen an den Rand gedrängt, und ich gestehe mit Beschämung, dass er sogar den Schmerz über den Tod meines Vaters verblassen ließ.

Nach einer Woche erinnerte ich mich wieder an das Kästchen. Der Anblick einiger dieser Unterlagen versetzte mich in Erregung, so etwa der Entlassungsschein meines Vaters aus dem Militärdienst oder sein Motorradführerschein. Einige andere Dokumente waren dagegen wertlos, wie z. B. die Abschrift einer Besitzurkunde für ein Haus, das schon vor Jahren verkauft worden war, oder die Kopie einer Quittung für eine Forderung, die nach einer Weile befriedigt worden war, wie am Rande mit den Unterschriften beider Parteien vermerkt war. Aber mitten unter den Papieren aus diesem Holzkästchen fand sich ein Stammbaum, dessen Abfassung auf den April 1850 zurückging und den der Großvater meines Vaters aufgestellt hatte, der Staatsbeamter gewesen war und dessen Zuverlässigkeit mein Vater mir gegenüber mehr als einmal erwähnt hatte. Was gab es sonst noch Interessantes in jenem Kästchen? Einen Porzellanteller mit dem Bild einer Frau im Profil, einer Abendländerin! Er sah wie ein gewöhnlicher Teller aus. Sein Alter, das man dem auf der Rückseite vermerkten Datum entnehmen konnte, war allerdings beträchtlich. Aber was hatte ein alter Teller inmitten von persönlichen Dokumenten in einem kleinen braunen Kästchen zu suchen? Ich legte ihn wieder zurück und schloss den Deckel des Kastens, hielt aber den Stammbaum für eine genauere

Betrachtung griffbereit, eine Beschäftigung, die mehrere Tage lang meine freie Zeit ausfüllte.

Mein Vater hatte mir nie etwas von diesem Familienstammbaum erzählt, vielleicht war die Sache für ihn nicht so wichtig gewesen. Dieser Stammbaum reichte acht Generationen zurück, der entfernteste Vorfahr, mit dessen Namen er auch begann, hatte in der Zeit von Schah Abbâs gelebt und war von diesem zum Vorsteher der königlichen Bibliothek ernannt worden. Aber drei Generationen später trat in dem Stammbaum eine Unklarheit auf, die es mich aufzulösen reizte, und dieser Reiz erfasste jede Faser meines Körpers wie eine geheimnisvolle, lange nachwirkende Droge.

Anstelle des Namens der Mutter eines meiner Vorfahren, der angesichts des für die Aufstellung des Stammbaums verwendeten Verfahrens in dem gegenüberliegenden Feld hätte vermerkt sein müssen, stand mit blauer Tinte ein Fragezeichen, das offensichtlich nachträglich in den Stammbaum eingefügt worden war.

Das konnte eine unbedeutende Angelegenheit sein, erklärbar mit einer Wissenslücke oder einer Flüchtigkeit des Letzten, der in diesen Stammbaum Eintragungen vorgenommen hatte. Aber eine Randbemerkung mit grüner Tinte, die darauf Bezug nahm, trieb mich an, der Sache weiter nachzugehen. Wissen Sie, warum? Diese Notiz behauptete, dass in meinen Adern französisches Blut fließe.

Die erste Person, die ich von dieser Entdeckung in Kenntnis setzte, war meine Frau. Sie lachte zuerst laut auf, und dann, sobald sie sich die Tränen mit den beiden Handkanten von den Wangen gewischt hatte, redete sie mich mit «Monsieur» an. «Ich bin sicher», sagte sie, «dass du nicht so viel französisches Blut hast wie arabisches, türkisches und mongolisches.»

Und um zu demonstrieren, dass sie diese Angelegenheit nicht im Geringsten interessierte, schob sie den Stammbaum in aller Ruhe vom Tisch und erhob sich.

Hätte ich mir die Reaktion meiner Frau zu Herzen nehmen sollen, als angemessene Haltung einer Angelegenheit gegenüber, die sich vor mehr als drei Jahrhunderten ereignet hatte? Natürlich hatte sie recht, auch wenn Historiker und sogar Genetiker die Iraner als jene Gruppe von Ariern betrachten, die sich vor viertausend Jahren auf ihrem Zug nach Süden schließlich auf den weiten Hochebenen Irans niederließen. Aber danach war die Gegend, die jetzt meine Heimat ist, mehrere Jahrhunderte lang Tummelplatz von Eindringlingen, die aus den Steppen Russlands, aus der glutheißen Arabischen Halbinsel, aus den Gebieten türkischer Nomaden und aus den kalten, trockenen Wüsten der Mongolei gekommen waren. Genau deshalb verstehe ich auch nicht, was Iraner zu sein, wenn man es als Ariertum versteht, in meinem Fall zu bedeuten hätte. Aber dieses Thema interessierte mich in dem Augenblick nicht. Was mich an dieser Sache faszinierte, war die Frage, wie diese mutmaßliche Französin meinem Urahn über den Weg gelaufen war.

Und dann machte ich mich daran, alles, was ich im Laufe meines Lebens gesehen und gehört hatte, nach Hinweisen zu durchforsten, die diese Annahme bestätigen könnten. In der Familie meines Vaters waren vereinzelt Neugeborene mit blauen Augen zur Welt gekommen. Meine Mutter hatte bei ihrer Hochzeitsfeier eine alte Tante väterlicherseits gesehen, die klare, himmelblaue Augen hatte.

Die Randbemerkung auf dem Stammbaum war knapp und klar, sie war weder datiert noch unterschrieben, und sie war offensichtlich nachträglich eingefügt worden. Da ein solches Dokument nie in die Hände von Außenstehenden gelangt, muss der Verfasser ein Familienmitglied und Erbe mit den nötigen Kenntnissen gewesen sein. Die Eintragung lautete: Marie Petit war zu Beginn des 18. Jahrhunderts zusammen mit einer französischen Delegation von König Ludwig XIV. von Frankreich an den iranischen Hof entsandt worden. Sie

pflegte sich, ohne dass ihr eine bestimmte Funktion in dieser Delegation zugekommen wäre, als Vertreterin der französischen Prinzessinnen vorzustellen. Allahyâr war die Frucht einer kurzen, flüchtigen Verbindung zwischen ihr und Ssoley-mân. Kaum war Allahyâr auf die Welt gekommen, übergab Marie Petit den Säugling seinem Vater und verließ Iran. Sonst ist über ihr Leben kaum etwas bekannt.

Wer war Marie Petit? Was hat der Name einer Abendländerin im Stammbaum meiner Familie zu suchen?

Große Entdeckungen haben bisweilen unscheinbare Ursachen. Meine Nachforschungen führten mich nach Delhi in die Bibliothek eines Sammlers, der handgeschriebene Bücher in persischer Sprache zusammengetragen hatte. Dort fand ich ein Büchlein, auf dem stand: «Eigenhändiger Bericht des Enkels des großen Kalligraphen aus der Zeit der Belagerung von Isfahan».

Ich wusste, dass Isfahan zu jener Zeit so prächtig und so groß gewesen war, dass Reisende einst über die Stadt gesagt hatten: «Wenn eine Katze von einem Dach am einen Ende der Stadt zu einem am anderen Ende spränge, würde sie hundert persische Meilen, also fast 600 Kilometer, zurücklegen.»

Wir sind Iraner und wissen nicht, was es heißt, Iraner zu sein. Das ist für uns ein Rätsel. Auch die historische Kontinuität dieses Landes ist ein Geheimnis. Ich bin mittlerweile zu der Auffassung gelangt, dass dies schlicht daran liegt, dass wir unsere Geschichte nicht kennen und die Taten unserer Väter nicht würdigen. Ich will damit sagen, der Gewinn aus diesen Nachforschungen besteht für mich nicht in jenem Büchlein, sondern in einem vermehrten und tieferen Wissen über meine Abstammung. Das hat mir die Gelegenheit gegeben, mich selbst besser zu verstehen. Diese Selbsterkenntnis hat mein Leben verändert und einen neuen Menschen aus mir gemacht.

Ich veröffentliche dieses Büchlein, das in schönem Nastaliq, einer Stilart, die nicht umsonst als die Braut der Schön-

schriften gerühmt wird, auf altem chinesischem Papier niedergeschrieben worden ist, eigentlich meinem Sohn zuliebe. Gerade heute sollte die junge Generation erfahren, wie ihre Vorfäter gelebt haben und wie die Zeiten damals gewesen sind. Gewiss, damit habe ich mit einer Tradition gebrochen, die so alt ist wie die Geschichte meines Landes. In meiner Heimat haben die Väter nämlich immer ein Geheimnis, das erst nach ihrem Tode enthüllt wird, auch wenn es in seltenen Fällen vorkommt, dass sie es auf dem Totenbett verraten, aber ich mache mich nun mitten im Leben daran. Außerdem ist eine Veröffentlichung dieses Büchleins sowohl für Könige und Mächtige als auch für gewöhnliche Menschen lehrreich: für die Mächtigen, damit sie wissen, welcher Taten sie sich enthalten sollen, und für die übrigen Menschen, damit sie erkennen, welche die Erfahrungen sind, deren Wiederholung sie tunlichst vermeiden sollten.

Im Übrigen muss ich hinzufügen, dass dem Text, der Ihnen vorliegt, Eingriffe von meiner Hand nicht erspart geblieben sind. Zum einen hielt ich es, um ihn leichter lesbar zu machen, für meine Pflicht, veraltete oder schwierige Wörter durch modernere zu ersetzen. Bisweilen habe ich auch zur Erleichterung des Verständnisses, damit man jene historische Epoche besser begreift, hier und da Erklärungen in den Fluss der Erzählung eingefügt, die natürlich ebenfalls von meiner schöpferischen Ader beim Schreiben zeugen – etwas, das in meinen ersten Jahren auf dem Gymnasium begann und mit jener Zeit auch sein Ende fand. Ich gebe zu, dass dies der schönste Teil meiner Arbeit war. Ein noch wichtigerer Punkt ist vielleicht, dass ich die Unverblümtheit von Allahyârs Bericht an einigen Stellen etwas abgemildert habe, um Nörglern und Zensoren keinen Vorwand zu liefern. Aber ich schwöre, dass ich dem ursprünglichen Wesen des Textes treu geblieben bin. Zwar habe ich das Original der Memoiren nicht, bewahre aber eine Fotokopie davon auf.

*Isfahan, im Jahre 1722*

Teil 1

*Es gibt keine Stadt, die wir nicht vernichten vor dem Auferstehungstag  
Oder die wir gewaltig strafen werden.*

KORAN, SURE 17 («DIE NACHTREISE»), VERS 58

Unser kleines, zweistöckiges Haus befand sich in einem Viertel, das die Judengasse mit der Ladenzeile der Baumwollhändler verband und das aus zwei Gründen wichtig war: erstens wegen eines mächtigen, heiligen Baumes und zweitens, weil dort ein verlassenes Sufi-Kloster lag, was als gutes Omen galt.

Der heilige Baum stand am Ende einer Straße in einem einigermaßen offenen Hof, der an unser Haus grenzte. Er war neben einem trockengefallenen Brunnen aus dem Boden gewachsen. An dem mächtigen Stamm konnte man einen Meter über dem Boden deutlich den Abdruck von fünf Fingern bemerken, was als Beweis seiner Heiligkeit galt. Man erzählte, dass sich dieser Abdruck alle paar Jahre, wenn sich die Rinde des Baumes erneuerte, an genau derselben Stelle auf der frischen Rinde abzeichne. Die Pilger, die sich von nah und fern an diesem Treffpunkt versammelten, vor allem im Sommer, wenn seine zahllosen, dicht belaubten Äste einer beachtlichen Schar Schutz vor der heißen Sonne boten, das Gemurmel ihrer Gebete und ebenso ihr Geplauder waren vom Morgen grauen bis zur Abenddämmerung in unserem Haus ziemlich deutlich zu hören. Die Pilger schlugen Nägel in seinen Stamm und banden kleine, bunte Stoffetzen daran, die bei jedem noch so geringen Windstoß zu flattern begannen und aussahen, als wären sie kleine tanzende Puppen. Zu Beginn der kalten Jahreszeit verlor dieser Pilgerort seine Anziehungskraft, und der

Mann, dem die Pflege des Baums oblag, säuberte seinen Stamm von den alten Stoffresten und richtete ihn für den Anfang der nächsten warmen Saison und für die neuen Pilger her.

Aber über das verlassene Derwischkloster wurde gemunkelt, dass von dort, obwohl es schon vor Jahren aufgrund einer Fatwa des obersten Geistlichen geschlossen worden war, in bestimmten Nächten des Jahres durch die schmalen Ritzen der Holztür Kerzenschein und die Klänge eines *Tanburs* herausdrängten. Deshalb füllte sich unser Viertel in solchen Nächten mit wandelnden Schemen, die sich in dem Wunsch, Segen zu erlangen, in dieser Gegend herumtrieben. Es hieß, das Licht, das wie Wasserstrahlen aus den Spalten in der Tür herausdrang, sei so stark, dass es Löcher in den Boden der Gasse bohre, und die Büttel der Regierung begäben sich am nächsten Morgen eilends dorthin, um die tiefen Löcher im Untergrund aufzufüllen. Die Behörden der Stadt schlossen Wunder keineswegs grundsätzlich aus, versuchten aber, auf ihr Eintreten ein Monopol geltend zu machen.

In diesem Viertel, das nicht weit vom Nordtor der Stadt entfernt lag, gab es außerdem ein Wirtshaus, in dem die Gäste mit einem Sud aus aufgebrühten Mohnkapseln bewirtet wurden. Berücksichtigt man außerdem, dass es im selben Viertel noch ein berüchtigtes Freudenhaus gab, dessen Betrieb mehr oder weniger heimlich ablief, kann man sagen, dass damit alle Einrichtungen vorhanden waren, die für den Empfang der Neuankömmlinge, welche die Stadt durch das Nordtor betraten, nötig waren.

Aber an jenem frühen Wintermorgen, als ich mich zum verbotenen Erwerb von zwei Fünf-Man-Krügen Wein zum Hause Manuels des Armeniers jenseits des Flusses Sayandé-Rud begab, war weder von den Pilgern zu dem heiligen Baum etwas zu sehen, noch von den wandelnden Schemen, nicht einmal von den Reisenden, die beim Verlassen des Wirtshauses

häufig einen so starken Rausch hatten, dass sie ihr Gepäck dort vergaßen. Nur ein schneidender Wind wehte vom Fluss herüber, und ich mochte mich noch so fest in meinen Wollmantel hüllen, die Kälte wurde immer schlimmer. Um diese frühe Morgenstunde war sogar die Talglampe, die gewöhnlich zum Zeichen der Bereitschaft, Gäste zu empfangen, in einem Glaskasten über der Tür des Freudenhauses brannte, erloschen. Dies war ein geheimes Zeichen zwischen dem Betreiber des Bordells und seinen Kunden, aber natürlich wusste die ganze Stadt Bescheid. Die staatlichen Aufseher taten so, als ob sie den Betrieb des Puffs nicht bemerkten, und dies gab seinerseits Anlass zu allerlei Gerede.

Bis in die Nähe des Schahplatzes waren mein Esel und ich weit und breit die einzigen Lebewesen, aber nach und nach tauchten hier und da Männer auf, die ein Bündel unter dem Arm trugen und wahrscheinlich auf dem Weg ins öffentliche Bad waren, um sich noch vor Sonnenaufgang für das Gebet zu reinigen.

Die Luft wurde, als ich die Brücke überquert hatte, auf der anderen Seite des Flusses plötzlich milde, und der Frühlingsduft, der trotz des kalten Winterhauchs seit einigen Tagen mehr und mehr die Luft erfüllte, machte sich nun endgültig bemerkbar. Bald darauf langte ich vor Manuels Haus an.

Ich pochte ein, zwei Mal, verzichtete aber auf weiteres Klopfen, damit das Geräusch des Türklopfers Manuel nicht wecke, und setzte mich, den Zügel meines Esels in der Hand, zum Warten auf einen Mauervorsprung.

Manuel pflegte fast bis zum Mittag zu schlafen, und um diese Tageszeit bedienten Manusch und der Diener Hamo die Kunden, natürlich nur Christen, überwiegend Europäer, die in Isfahan wohnten. Der Verkauf von Wein an Muslime war nicht gestattet. Aber wenn der Vater, der zu dieser Stunde noch schlief, es nicht bemerkte, machte Manusch für mich

eine Ausnahme. Zwar bedurfte es eigentlich keiner Vorkehrungen, um sie geneigt zu machen, dennoch hatte meine Großmutter mir auch dieses Mal ein Fläschchen Parfum, das sie von einem Damaszener Händler erworben hatte, für sie mitgegeben, und vielleicht waren es ja diese Flakons, die das arme Mädchen so sehr für mich einnahmen.

Es gab einen Zeugen für unsere dunklen Geschäfte, Hamo! Aber Manusch war sich sicher und überzeugte auch mich davon, dass Hamo, der sich als Mitwisser ihrer Geheimnisse betrachtete, Manuel nichts verraten würde. Manusch und ich brauchten beide diese Gewissheit, um unsere verborgenen Geschäfte fortsetzen zu können.

Nach ein paar Minuten öffnete Hamo die Tür. Ohne dass er mich dazu aufgefordert hätte, trat ich ein und band den Zügel meines Esels gleich dort hinter dem Eingang an den Nagel in der Wand.

Er sah mich wie immer mürrisch an. Ich habe es noch nie erlebt, dass er mich einmal freundlich angeblickt hätte, aber natürlich machte er auch keine Schwierigkeiten. Ich fragte: «Ist Manusch schon wach?»

Statt zu antworten, sagte er: «Es ist doch hoffentlich alles in Ordnung!»

Ich erwiderte: «Aber gewiss ist alles in Ordnung. Wenn sie noch schläft, weck sie bitte. Ich kann nicht lange bleiben.»

Ich trat vor und erblickte Manusch auf der Veranda, wie sie zu uns herüberschaute, und als ich weiter vorging, breitete sich allmählich ein strahlendes Lächeln auf ihrem Gesicht aus.

Manuels Haus lag inmitten eines großen Gartens voller Obstbäume, die in zwei, drei Wochen in voller Blüte stehen würden. Während ich zwischen ihnen hindurchging, kam mir Manusch freudestrahlend die Treppen von der Veranda herab entgegen. Aber neben diesem Ausdruck der Freude machten sich allmählich auch Spuren von Sorge in ihrer Miene be-

merkbar. Ich sagte: «Ich bin gekommen, um Wein zu holen, ich bitte um Entschuldigung, wenn ich dir Ungelegenheiten bereite.»

Um mir die Verlegenheit zu nehmen, lächelte sie – dabei ließ sie die Reihe ihrer perlweißen Zähne sehen –, dann antwortete sie: «Warum denn so früh am Morgen, und das ohne Voranmeldung?»

Natürlich ging ich immer morgens dorthin, um Wein zu holen, aber es war noch nie vorgekommen, dass ich es ohne Ankündigung so plötzlich und in solcher Eile getan hätte. Für gewöhnlich schickte ich ihr eine Nachricht, um Wein bei ihr zu besorgen, und sie verabredete sich mit mir zu einer Morgenstunde, wenn ihr Vater noch schlief, oder in seltenen Fällen auch am Nachmittag, wenn er außer Hause war. Ich erklärte ihr, dass die Dringlichkeit, den Wein zu beschaffen, mir keine Zeit gelassen habe, ihr vorher Bescheid zu geben, und natürlich bat ich nochmals um Verzeihung.

Schweigend schaute ich erst sie und dann Hamo an. Manusch merkte, dass ich in Gegenwart des Dieners keine weiteren Erklärungen abgeben wollte. Also machte sie mir mit der Hand ein Zeichen und nahm mich mit hinter das Gebäude zum Eingang des Weinkellers. Dort blieb sie am Treppenabsatz stehen und sah mich erwartungsvoll an. «Die Kundin ist eigentlich Seynab Châtun, die Lieblingsfrau des Schahs», sagte ich, «meine Großmutter muss ihn ihr in ein bis zwei Stunden schicken.»

«Seynab Châtun?», fragte sie. «Und dann noch in solch einer Eile?»

«Es heißt, der Schah sei heute Abend abwesend», antwortete ich, «sie bereiten eine Vergnügensfeier vor.»

Ihr Blick drückte Verachtung aus, sie verzog die Miene, und mit einem Ausdruck von Empörung, ja Heftigkeit meinte sie: «Die barfüßigen Afghanen stehen kurz vor der Hauptstadt, und der Schah ist damit beschäftigt, mit seinen Kätz-

chen zu spielen, während seine Lieblingsfrauen eine Feier veranstalten, um sich heimlich zu vergnügen!»

Um sie zu beruhigen, streckte ich die Hand aus und strich ihr sanft eine Locke aus der Stirn. Dabei hatte ich wohl die Miene eines schmachtenden Liebhabers aufgesetzt. Aber wie dem auch sei: Mir erschien diese Zärtlichkeit in diesem Augenblick als geboten – eine Freundlichkeit, die mich nichts kostete. Aber sie legte ihre Hand auf die meine, schob diese sacht beiseite und meinte: «Nur weil du es bist.»

Das Gebäude war vollständig unterkellert, und an den Wänden standen mehrere Reihen von Weinkrügen bis unters Dach. Einige dieser Krüge waren über hundert Jahre alt und stammten noch aus der Zeit von Schah Abbâs dem Großen. Manuel selbst erzählte niemandem von der Existenz dieser alten Weine auch nur ein Sterbenswörtchen. Ich hatte es von Manusch gehört. Wir stiegen die feuchten Stufen hinunter.

Dort war es ziemlich dunkel. Die Sonne war noch nicht kräftig genug, um den Weinkeller durch einige schmale Fenster unter der Decke ganz zu erhellen. Manusch ging voran, und ich folgte ihr. Plötzlich blieb sie vor einigen Korbflaschen stehen, die zu ihrem Schutz mit feinen Jutefasern umwickelt waren, legte die Hand auf eine von ihnen und fragte, ohne sich zu mir umzudrehen: «Na, wie wär's damit?»

«Mit dem Wein, den du mir das letzte Mal gegeben hast, war sie sehr zufrieden», sagte ich.

«Der hier ist sogar noch besser», sagte sie überzeugt.

Dann schwenkte sie Hals und Kopf ein wenig hin und her und rezitierte Hafis: «Ich möchte einen bitt'ren Wein, der trunken macht sogar den stärksten Mann, dass ich für einen Wimpernschlag die Unrast dieser Welt vergessen kann.»

«Meinst du das ernst?»

Schicksalsergeben nickte sie und sagte: «Besser, die Haremsdamen des Schahs trinken ihn, als dass die Afghanen, diese fanatischen Sunniten, ihn in den Sayandé-Rud kippen.»

Und dann fragte sie: «Und du selber? Willst du keinen für dich mitnehmen?»

Ich hatte noch genug Wein zu Hause. Deshalb antwortete ich: «Vielleicht beim nächsten Mal.»

«Ich hoffe, es wird noch ein nächstes Mal geben.»

Und plötzlich sah sie besorgt und verzweifelt aus. Ich redete ihr zu: «Nun gib doch nicht gleich alle Hoffnung auf!»

Ganz ruhig, aber mit einem warnenden Unterton sagte sie: «Die afghanische Soldateska ist nur noch ein paar Meilen von Isfahan entfernt, sie stehen schon bei Golanâbâd.»

«Weiter sind sie noch nicht? Golanâbâd liegt doch am Ende der Welt!»

«Am Ende ist Isfahan selbst. Sie sind noch nicht einmal hier angekommen, und schon jetzt ist man nirgends mehr sicher. Am helllichten Tage sind sie ins Haus des holländischen Botschafters eingebrochen, haben die Wachen entwaffnet und alles mitgenommen, wonach ihnen der Sinn stand.»

«Das ist wohl wieder eines von jenen Gerüchten, die von Zeit zu Zeit ...»

Sie fiel mir ins Wort: «Das ist kein Gerücht. Nachdem mein Vater gestern früh zum Basar gegangen war, erzählte er mir bei der Rückkehr, dass die ganze Stadt davon spricht. Gestern, gegen Abend ...»

Diesmal war es an mir, sie zu unterbrechen: «Genau das meine ich doch mit Gerücht. Alle sprechen über etwas, was gar nicht geschehen ist, und jeder schmückt es ein bisschen aus.»

«Lass mich doch ausreden ... Gestern gegen Abend kam der holländische Botschafter hierher, um sich Wein zu besorgen. Ich habe das alles von ihm höchstpersönlich gehört, genau so, kein einziges Wort mehr oder weniger. Nun rate mal, was alles gestohlen worden ist!»

«Wahrscheinlich Gold, Seide, Edelsteine ...»

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)